

Inhalt

Erster Teil **Unter Verdacht**

Fünf Männer in Grau	11
Eigene Wege	16
Neuer Tag, neues Glück!	28
Carl, 12 Jahre alt	35
Guter Löwe, böser Löwe!	43
Es wird einmal	59
Schatten	65
Wer schießt schon auf den Kaiser?	79
Maximilian Bohrer	89
Die schöne Nelly	101
Böse Blicke	118
Briefe	136

Zweiter Teil **Hundstage**

Den Himmel huckepack	149
Kuckucksei	163
Ein Tässchen Schokolade	176
Knöpfe	185
Im Schwalbennest	193
Musike	212

Lügen erlaubt	225
Läuse im Bauch	233
Kanada	246
Brot oder Tod	272
Alles Glück der Welt	292
Itzhak Landfahrer	306
Kluge Kinder	316
Ein ganz patentter Kerl	326
Fluchtgefahr	340
Auge in Auge	352
Fremde Schuhe	368
Hopsasa und Tralala	378

Dritter Teil **Wenn der Teufel lacht**

Kein Kaiser, König oder Fürst	389
Not lehrt beten	405
Großer Bruder	413
Du und ich	430
Worte und Waffen	439
Schnittblumen	447
Im Sorgenstuhl	463
Schnee	467

Vierter Teil **Jeder Winter geht einmal vorüber**

Das große Aufatmen	475
Mit Herz und Hand	482
Geburtstagsgeschenke	492

Keine Indianer mehr 505
Eisschollen 519

Nachwort 535
Glossar 550

Erster Teil
Unter Verdacht

Fünf Männer in Grau

Es ist weit bis raus nach Plötzensee. Dort, mitten im Grün, liegt es, das Gefängnis, das David heute zum ersten Mal besuchen darf. Dazu müssen die Mutter und er erst die Stadt-, dann die Ring- und dann die Vorortbahn nehmen. Ein Weg, der sich hinzieht. Und das an einem so verregneten Tag. Seit dem frühen Mittag liegt er nun schon über dem Land, dieser unaufhörliche Leichenbitterregen. Als sollte alle Welt im Grau versinken, nur weil ein solches Wetter zu einem Gefängnisbesuch passt.

Und dann ist der Vorortzug um diese Zeit auch noch fast leer. Allein der kalte Tabakrauch verkündet, dass es Morgen für Morgen und Abend für Abend anders ist, weil der Zug dann die Arbeiter in die Stadt und wieder hinausbringt. Billigste Zigaretten, stinkende Zigarren und im Hals beißender, Husten auslösender Pfeifenknaster werden dann hier gequalmt; ein Gestank, der die Mutter alle paar Minuten husteln lässt.

Doch kein Wunder, dass der Zug so leer ist. Wer macht um diese Jahreszeit schon einen Ausflug nach Plötzensee? Etwa in die Badeanstalt? Die wenigen Männer und Frauen, die mit ihnen auf den Holzbänken im Coupé dritter Klasse sitzen und trübe vor sich hin starren, haben ganz sicher das gleiche Ziel; auch sie wollen ins Gefängnis. Doch sehen sie nicht aus, als freuten sie sich, bald ihre Lieben wiederzusehen. Nicht die beiden in viele Röcke und dicke Jacken gewickelten alten Mütterlein, die sich unentwegt gegenseitig ihr Leid klagen, weil sie so missratene Söhne haben, nicht der griesgrämige Schnauzbart mit den schläfrigen Augen, der hin und wieder Selbstge-

sprache führt, den Kopf schüttelt oder höhnisch vor sich hin lacht.

Und auch die Mutter macht kein vergnügtes Gesicht. Sie hat den Großvater schon oft besucht, kennt den Weg und das Gefängnis und weiß schon jetzt, wie ihr auf dem Rückweg zumute sein wird. Auf dem Hinweg, hat sie gesagt, spüre sie jedes Mal einen kleinen Stein in der Brust, auf dem Rückweg einen großen.

Von der Bahnstation aus geht es zu Fuß weiter. Am Anfang eine Chaussee, dann – zur Abkürzung – erst einen Feld-, später einen Waldweg entlang. Und wie schon vermutet, die meisten von denen, die mit ihnen im Zug saßen, schlagen die gleiche Richtung ein. Die noch immer miteinander tratschenden Frauen und den alten Griesgram haben die Mutter und er bald hinter sich gelassen, nach und nach überholen sie auch die anderen »Plötzenbesucher«. Sie gehen so rasch, als wollten sie die in den Zügen verlorene Zeit aufholen. Doch bessert das ihre Stimmung? Nein! Ist ja kein verschneiter Winterwald, durch den sie wandern, und noch lange kein richtiger Frühlingwald. Die Bäume blinzeln müde und uninteressiert, der Weg ist pfützenübersät, und der feine Regen fällt, als wollte er nie wieder damit aufhören.

Jener Tag vor zweieinhalb Jahren, an dem der Großvater verhaftet wurde! Damals regnete es auch, nur war es kein Frühjahrs-, sondern Herbstregen. Es war ja genau am 14. Oktober – Davids vierzehntem Geburtstag! Die Polizisten, die gar nicht wie Polizisten aussahen in ihren langen, grauen Mänteln und den tief in die Stirn gezogenen Hüten, mitten in die Kaffeerrunde waren sie hineingeplatzt. Onkel August und Tante Nelly, Onkel Köbbe, Onkel Fritz und Tante Mariechen, die Mutter, die Großeltern und er, alle hatten sie um den großen, runden

Wohnzimmertisch gesessen, als die fünf Männer von der Politischen Polizei plötzlich an die Tür klopfen. Und das so laut, dass es wie ein Hämmern klang. Da wussten sie gleich, dass das kein weiterer Geburtstagsbesuch war. Kein Freund oder Nachbar, auch kein Briefträger klopft so laut und auf so fordernde Weise.

Erst sahen sich alle nur erschrocken an, dann ging die Mutter hin und öffnete, und die fünf Grauen drangen in den Raum und fragten, ohne jeden Gruß und ohne sich auf irgendeine Weise vorzustellen, laut und barsch: »Welcher von den Anwesenden ist der Zimmerermeister Friedrich Wilhelm Jacobi?«

Der Großvater zögerte keine Sekunde. Er erhob sich, stand dann mitten im Raum, groß und kräftig, wie er ist, und machte eine einladende Geste. »Wenn die Herren mit mir vorliebnehmen wollen – bitte schön!«

Er hatte schon damit gerechnet, mal »geholt« zu werden, hatte längst bemerkt, dass er seit geraumer Zeit von zwei »Schutzengeln« – also Polizeispitzeln – beobachtet wurde. Abwechselnd hatten sie ihn durch die ganze Stadt verfolgt oder die Baustelle im Auge behalten, auf der er und seine Gesellen gerade tätig waren. Ausgerechnet an diesem Tag war es so weit. Kaum hatte der Großvater sein »Bitte schön!« heraus, da stürzte schon einer der Männer mit dem Ruf »Sie sind verhaftet!« auf ihn zu und befahl ihm, die Hände auszustrecken. Damit er ihm Handschellen anlegen konnte.

Der Großvater befolgte auch diese Anweisung voller Gelassenheit. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können«, sagte er nur ernst.

Die Großmutter, klein und zierlich und schon damals mehr weiß- als grauhaarig, wollte sich nicht so friedlich in ihr Schicksal fügen. Mit hoch erhobenen Fäusten ging sie auf die Polizisten los. »Was wollen Sie von meinem Mann?«, schrie sie mit

zornfunkelnden Augen. »Er hat nichts Unrechtes getan, hat noch nie im Leben etwas Unrechtes getan. Was fällt Ihnen ein, ihn wie einen Verbrecher zu behandeln?« Und zum Großvater gewandt schimpfte sie: »Und du, Frieder? Warum lässt du dir das so widerstandslos gefallen? Wirf sie raus, diese Banditen! Sie haben kein Recht, so mit dir umzugehen.«

Die Mutter musste sie festhalten, und der Großvater gab sich Mühe, sie zu besänftigen. »Nicht doch, Jette!«, bat er sie leise. »Was jetzt passiert, das musste doch irgendwann kommen. Sollen sie mich ruhig einsperren, irgendwann müssen sie mich wieder freilassen.«

Die Großmutter wollte sich dennoch nicht beruhigen. »Und ihr?«, fuhr sie ihre Söhne an. »Wollt ihr zusehen, wie euer Vater verhaftet und fortgeführt wird? Schämt ihr euch denn nicht?«

Onkel August, groß und schlank und bedacht wie immer, blickte nur traurig durch seinen Zwicker und rieb sich die Kriegsnarbe in seinem Gesicht. So wie fast jedes Mal, wenn er erregt ist oder intensiv über etwas nachdenken muss. Onkel Köbbe, nicht so groß, aber breit und kräftig und sonst stets voller Witz und mit klugen Worten schnell bei der Hand, starrte stumm auf den Kaffeetisch. Sie konnten nichts tun. Was die Großmutter in ihrer Angst um den Großvater von ihnen verlangte, war unklug. Hätten sie irgendeine Gegenwehr oder Gefangenenbefreiung versucht, wären sie ebenfalls verhaftet und vor Gericht gestellt worden.

Die Mutter wusste das, streichelte der Großmutter Gesicht und Arme und flüsterte ihr zu: »Aber Mutter! Soll denn alles noch schlimmer kommen? Willst du die halbe Familie hinter Schloss und Riegel bringen?«

Da schlug die Großmutter nur noch die Hände vors Gesicht und weinte und der Großvater wurde abgeführt. Vorneweg ein

Grauer, zu seiner Rechten und Linken einer, zwei hinterdrein ...

Das Gefängnis! Sie haben es erreicht. Schwer und dumpf und riesig und fast gänzlich aus rotem Backstein liegt es vor ihnen und wird von einer gut und gerne vier Meter hohen Mauer beschützt.

David wird langsamer. Ein bedrohlicher Anblick, dieses so breit angelegte, wuchtig daliegende, düstere Bauwerk inmitten der freien Natur! Wüsste er nicht, dass in einer der Zellen hinter den vielen kleinen, vergitterten Fenstern der Großvater auf sie wartet, würde er auf dem Absatz kehrtmachen und den Weg, den sie gekommen sind, zurückeilen.

Er hat mal eine Reportage über dieses größte preußische Staatsgefängnis gelesen. Viele ehemalige Insassen waren befragt worden, politische Häftlinge und kriminelle. Männliche, weibliche und jugendliche Strafgefangene sind darin untergebracht, und entgegen den sonst üblichen, strahlenförmig angelegten Gefängnisbauten ist es in einzelne Gebäudekomplexe mit sieben einzelnen Höfen eingeteilt. Die Zellen sind drei Meter lang, zwei Meter breit und drei Meter hoch, nicht anders als in anderen Gefängnissen. Doch sind in der »Plötze« anstatt eintausendvierhundert Häftlinge, für die die Zellenhäuser gedacht sind, oft bis zu zweitausend zusammengepfercht. Auch soll das ganze Gefängnis dermaßen verwandt und das Essen so unvorstellbar schlecht sein, dass viele Insassen, die beides kennengelernt haben, ihre Zeit im Zuchthaus als weniger furchtbar empfanden, obwohl doch die Zuchthausstrafe die schlimmere sein soll.

»Na, was ist? Gleich bleibste ganz stehen.« Prüfend blickt die Mutter ihn an. »Hast du Angst, dass sie uns dort nicht wieder herauslassen? Keine Sorge! Wir haben ja alle schon mal

den Großvater besucht, die ganze Familie, und ist etwa einer nicht wieder nach Hause gekommen?«

Sie lacht leise, und David muss daran denken, dass auch sie mal hier eingesperrt war. Zwar handelte es sich nur um sechs Wochen, doch wurden ihr auch die lang. Es muss furchtbar sein, zweiundvierzig Tage hintereinander nichts anderes tun zu können, als morgens aufzustehen und in einer kargen, dunklen Zelle auf das Ende jedes einzelnen dieser Tage zu warten. Und der Großvater hat im Herbst schon sein drittes Jahr hinter sich. Was für eine entsetzlich lange Zeit!

Eigene Wege

Ein langer, fast tageslichtloser Gang, rechts und links Türen, nichts als Türen.

Davids Herz schlägt so laut, er kann es fast hören. Dabei ist das hier nicht mal eines der Zellenhäuser – in die Zellenhäuser lässt man die Besucher erst gar nicht rein, wie die Mutter ihm erklärt hat – und so schmoren hinter diesen Türen keine Gefangenen. Dahinter sind nur irgendwelche Verwaltungsräume. Trotzdem, am liebsten würde er immer noch fortlaufen. Zurück durch die klirrende Gittertür und den Pfortnerbereich mit den beiden mürrisch blickenden Wachmännern und dem schweren Stahltor und nichts wie weg. Wie können hier nur Menschen leben, in dieser kargen, kahlen Düsternis, in dieser abgestandenen Luft?

Sachte nimmt die Mutter seine Hand. »Bleib ruhig! Wir müssen wirklich nicht hierbleiben.« Und Mut machend lächelt sie ihm zu.

Der Gefängniswärter, der mit gemütlichen Schritten vor ih-

nen herlatscht, ein gedrungener Mann mit Kartoffelgesicht und pfiffigen Äuglein, hat es gehört. Er dreht sich um und grinst. »Na, liebe Frau, so genau wissen Sie das aber nicht. Die Schlüssel hab schließlich ick.«

Nur ein Scherz! Doch hat er nicht unrecht, dieser uniformierte Beamte mit dem riesigen Schlüsselbund in der Hand. Ohne seine Schlüssel kommen sie hier nicht wieder raus; jede Gittertür, die er vor ihnen öffnet, schließt er sorgfältig wieder ab. Und wurde in der Reportage über dieses Gefängnis nicht auch berichtet, wie leicht man hinter Gitter kommen kann? Da gab es die Geschichte von dem Diener, der seiner Gnädigen frech gekommen war. Prompt war die beleidigte Alte zur Polizei gelaufen, um unter Tränen zu beteuern, er hätte den Kaiser einen Ausbeuter genannt. Majestätsbeleidigung! Dafür gab's zwei Jahre ...

»So! Hier ham wa unsre jute Stube!«

Der Wärter ist vor einer der Türen stehen geblieben, einer seiner vielen Schlüssel rasselt im Schloss und die schwere, mit Stahlbeschlägen verstärkte, hölzerne Tür wird geöffnet. Dahinter gähnt ein fast gänzlich leerer, grauer Raum. Einzige Möbel: ein langer, brauner Tisch mit je einem Stuhl an seinen beiden äußersten Enden und ein Hocker gleich neben der Tür.

»Bitte einzutreten, die hohen Herrschaften!«

Die Mutter betritt den Raum und blickt sich erst mal darin um, bevor sie höflich fragt, ob es nicht irgendwo noch einen Stuhl gebe. »Hab ja heute meinen Sohn mitgebracht. Soll er denn die ganze Zeit stehen?«

»Später, später! Nu packen Sie erst mal aus. Ihr Filius hat ja noch junge Beine.«

Seufzend stellt die Mutter die schwere Tasche auf den Tisch, die sie unbedingt selber tragen wollte, und entnimmt, was sie dem Großvater mitgebracht haben. Eine lange Salami – von

Ernst Garleben und Großvaters Gesellen gespendet –, einen halben, bereits aufgeschnittenen Streuselkuchen – von Tante Mariechen gezaubert –, ein großes Stück Emmentaler Käse – von der Großmutter mit viel Liebe selbst ausgesucht. Zuletzt ein halbes Pfund Butter. Der Beamte schaut sich alles an, nimmt die Salami in die Hand, wiegt sie und lächelt entschuldigend. »Da wird doch wohl keine Feile drin sein?«

»Schauen Sie doch nach.« Die Mutter kennt das schon. Jede etwas längere Wurst gerät in Verdacht.

»Machen wir! Machen wir!« Er zieht ein Taschenmesser aus der Hosentasche, der Mann mit dem Kartoffelgesicht, lässt es aufschnappen und schneidet die Wurst mittendurch. Als er nichts findet, ist er nicht enttäuscht. »Sie wissen ja, Pflicht ist Pflicht!«

Und weil er seine Pflicht ordentlich erfüllen will, bekuckt er sich auch noch die leere Tasche – könnte ja ein doppelter Boden drin sein –, schaut genauso gründlich in Mutters Handtasche und bittet sie, ihren Mantel, und David, seine warme Jacke auszuziehen. Kaum haben sie das getan, tastet er den Stoff ab und schaut in alle Taschen, bevor er sich ihnen wieder zuwendet, um auch noch Davids Beine abzutasten und seine Hosentaschen umzukrempeln.

»Muss leider sein«, seufzt er. »Alles Routine! Reine Routine!«

Als er auch damit fertig ist, bittet er die Mutter, Platz zu nehmen, und setzt sich selber hin; das so schnaufend, als hätte er einen längeren Gewaltmarsch hinter sich gebracht. Und wie David schon vermutete, der Hocker neben der Tür gehört ihm.

So wird auf dem einzig noch freien Stuhl – durch den langen Tisch von der Mutter getrennt – der Großvater sitzen?

David beobachtet, wie die Mutter ihren braunen Lieblingshut abnimmt und auf den Tisch legt, wie sie in ihrer Hand-

tasche kramt, ein Taschentuch herausnimmt, sich erst die Augenwinkel trocken tupft und sich dann schnäuzt. Gleich wird ihm ebenfalls ganz komisch und er starrt bedrückt die beiden Salamihälften an. Morgens soll es hier nur trocken Brot und Wasser und abends trocken Brot und dünne Suppe geben. Allein am Sonntag wird ein Stückchen allerbilligste Blut- oder Leberwurst hinzugefügt. Und auch das Mittagessen soll nicht besser sein. Doch noch nie hat der Großvater übers Essen geklagt ...

Im Flur werden Schritte laut, verschiedene Schritte! Harte, selbstsichere, die auf ein festes Schuhwerk schließen lassen, und eher schlurfende, wenn auch eilig klingende Schritte. – Ist es so weit, wird er gleich den Großvater wiedersehen? Fast ein wenig ängstlich schaut David die Mutter an.

Sie hat ebenfalls aufgehorcht – und nun nickt sie ihm zu. Ja, soll das heißen, gleich ist es so weit, nach so langer Zeit wirst du zum ersten Mal deinen Großvater wiedersehen.

In diesem Moment wird auch schon die Tür geöffnet und ein großer, magerer alter Mann mit Käppi auf dem Kopf hereingeführt. Erst blickt er nur die Mutter an, die sofort aufgesprungen ist, um ihn zu umarmen, dann suchen und finden seine Augen David und zögernd nimmt er das Käppi ab.

Der Großvater? Ja, natürlich, er ist es! Doch wie hat er sich verändert! Das glatt rasierte, bleiche Gesicht, die tiefen Furchen zwischen den Brauen und das kurze, graue Haar ... Wo ist sein früher so dichter und schöner blonder Kinnbart geblieben? Auch die abgetragene, ausgebeulte, gestreifte Häftlingskleidung, so schludrig ist der Großvater früher nie herumgelaufen ...

Der Großvater sieht ihm seine Verwirrung an, quetscht das ebenfalls gestreifte, runde Häftlingskäppi in der Hand, als wolle er es auswringen, und lächelt fast ein wenig schuldbe-

wusst. Doch dann breitet er beide Arme aus und sagt nur leise: »David!« Und da kann David nicht anders, laut aufheulend fällt er dem Großvater um den Hals.

»David«, wiederholt der Großvater nur immer wieder, »David!« Und lange streichelt er ihm die Schultern, das Haar und das Gesicht, bevor er ihn ein wenig von sich fortschiebt, um ihn richtig anschauen zu können. »Wie groß du geworden bist! Wie erwachsen! Ein richtiger Mann.«

»Setz ihm nur keine Flausen in den Kopf.« Die Mutter reicht David ein frisches Taschentuch, als habe sie es in weiser Voraussicht extra für ihn mitgebracht, und wendet sich danach noch mal an den Gefängnisbeamten mit dem Kartoffelgesicht. »Darf ich jetzt um einen Stuhl für meinen Sohn bitten?«

»Aber ja doch, Frauchen!« Er nickt freundlich, dieser nicht mehr junge Mann, der die Szene zwischen Großvater und Enkel gerührt mitverfolgt hat und wirklich nicht so ist, wie David sich einen Gefängniswärter vorstellte, und verlässt den Raum. Der Wärter, der den Großvater brachte, ein sehr viel kleinerer Mann mit gelbem, galligem Gesicht, nimmt an seiner Stelle Platz und befiehlt dem Großvater, sich ebenfalls zu setzen. »Se kennen doch de Regeln, Jacobi.«

Der Großvater beachtet ihn nicht, schaut nur David an, als bemühe er sich, das Bild, das er von seinem Enkelsohn im Kopf hatte, mit dem großen, bald siebzehnjährigen Jungen, der vor ihm steht, in Übereinklang zu bringen. Erst als der kleine Wärter ihn ein zweites Mal auffordert, sich endlich zu setzen, nimmt er der Mutter gegenüber Platz und legt das Käppi und seine großen, derben, noch immer schwieligen Zimmermannshände auf den Tisch.

Bestürzt schaut David zur Seite. An der linken Hand fehlt der Finger, der dem Großvater während der 48er Barrikaden-

kämpfe* abgeschossen wurde; kein ihm neuer, doch ein in dieser Umgebung schmerzhafter Anblick.

Der Beamte mit dem Kartoffelgesicht bringt den Stuhl, stellt ihn neben den anderen Besucherstuhl und nickt David nochmal aufmunternd zu, bevor er sie mit dem Gelbgesichtigen allein lässt.

David setzt sich, der Großvater aber lässt ihn nicht aus den Augen. »Hab oft an dich gedacht«, sagt er ernst. »Hab mir alles über dich erzählen lassen.«

Ja, der Großvater hat auch in seinen Briefen immer wieder nach ihm gefragt. Wie geht es meinem David?, wollte er wissen, oder er hat gemahnt: Passt mir ja auf meinen David auf! Und er hat nicht nur an die Großmutter, die Mutter und seine Söhne geschrieben, in regelmäßigen Abständen bekam auch David einen Brief von ihm. Doch Briefe sind ja nur Briefe, dem Großvater gegenüberzusitzen und seinen prüfenden Blick zu spüren, ist etwas ganz anderes. Deshalb würde David nun so gern etwas sagen, doch fällt ihm nichts ein, das irgendwie zu dieser Situation passen könnte.

Der Großvater will ihm helfen. »Gehste immer noch so ungerne aufs Gymnasium?«, fragt er mit heiser klingender Stimme.

Doch auch darauf kann David nur still nicken. Soll er jetzt etwa anfangen, auf das Colosseum zu schimpfen?

»Ach, Vater!« Die Mutter seufzt. »Alle diese Doktoren, Oberlehrer und Studienräte machen's ihm nicht gerade leicht. Sie bestrafen ihn für seine Familie!« Und damit wendet sie sich David zu. »Ich hab doch recht, oder?«

Er muss endlich etwas sagen, doch bringt er wieder nur ein

* Mit einem Sternchen gezeichnete Wörter und Begriffe sind im Anhang am Ende des Buches kurz erklärt.

stilles Nicken zustande. – Verflucht, wie hat er sich darauf gefreut, den Großvater wiederzusehen, und nun sitzt er da, starr und stumm wie eine Gipsfigur.

Der Großvater reibt sich die Stirn. »Tja! Ist sicher nicht leicht für dich, David. Doch gibt's auf solche Anfeindungen nur eine einzige passende Antwort: Durchhalten! Wenn diese Herren etwas ärgert, dann dass einer von uns sich nicht unterkriegen lässt.«

Worte, die den Wärter an der Tür veranlassen, sich mal laut und vernehmlich zu räuspern.

Den Großvater kümmert das nicht. »Nützt ja alles nichts, Junge! Du musst deinen eigenen Weg gehen. Also vergiss nie, wer du bist und was für einer du sein willst. Lass dir nichts einreden, und lass dir nicht dreinreden von Leuten, die nicht in deiner Welt leben.«

Nanu? David horcht auf. Was der Großvater da eben gesagt hat, das muss er sich doch vorher zurechtgelegt haben ... Das will er ihm *mitgeben*! Darüber soll er nachdenken. Dieser Besuch heute, das ist *sein* Besuch beim Großvater; er hat die Mutter nicht nur begleitet, es geht um ihn – um ihn und seine Unlust, weiter zur Schule zu gehen.

Gebannt schaut er den Großvater an und der nickt ihm zu. »Ja, David, das sind so Ratschläge eines alten Mannes. Ich weiß, dass es dir oft schwer gemacht wird. Jeden Tag begibst du dich in eine dir feindlich gesinnte Umwelt. Halte das aus, aber beuge dich nicht! Tritt immer für dich ein, auch wenn's mal hart auf hart kommt. Wer nicht für sich selbst eintritt, der tritt auch für niemand anderes ein, ist nur ein Blatt am Baum, wird hin und her gewedelt und schon beim leisesten Wind davongetragen.«

Baum! Verflucht, er hat gar nicht an Großvaters Eichen gedacht! Kurz nach Vaters Tod war der Großvater mit ihm in den Schlesischen Busch hinausgewandert. Um dort drei Ei-

chen zu pflanzen. Sie sollten ihm Mut machen. Das ist nun schon fünf Jahre her, aber von diesem Tag an waren sie oft in den Schlesischen Busch hinausgewandert, um die Bäumchen zu gießen und nach ihnen zu schauen. Und gleich in seinem ersten Brief aus dem Gefängnis bat der Großvater ihn, auch weiterhin auf ihre Schützlinge achtzugeben. Damit sie immer genug Wasser hatten. Doch nun war er schon so lange nicht mehr bei ihnen, weiß nicht mal, wie sie über den Winter gekommen sind ...

Er macht ein schuldbewusstes Gesicht, und der Großvater merkt ihm an, woran er eben gedacht hat. »Und sonst?«, fragt er. »Warst du mal wieder im Schlesischen Busch?«

»Im Winter nicht«, gesteht David leise. »Aber im Sommer, da hab ich sie oft gegossen. Und ... und morgen, morgen will ich mal nachschauen, wie es ihnen geht.«

Jetzt lächelt der Großvater fast so wie früher, wenn sich sein blonder Kinnbart in die Breite zog. »Gut so, Junge! Du weißt doch noch: Unsere Bäume sollen wachsen. Als Symbol für unsere Hoffnung. Ohne Hoffnung, das is'ne Binsenweisheit, sind wir Menschen ja nichts als komische Vögel ohne Flügel.«

Die Mutter hat das Gespräch zwischen Großvater und Enkel nicht unterbrechen wollen, jetzt, da das Wort »Hoffnung« gefallen ist, kann sie nicht länger schweigen. »Vater«, sagt sie, »hast du schon davon gehört, dass der Reichstag das Sozialistengesetz* nicht weiter verlängert hat?«

Der Großvater nickt. »Hab davon gehört. Vielleicht erspart mir das ein paar Monate meiner Haft, vielleicht auch nicht. Wer weiß das schon, wer kann das wissen? Doch kommt's darauf jetzt auch nicht mehr an. Darf hier seit Neuestem in der Tischlerei arbeiten, so vergeht die Zeit schneller. Außerdem fühle ich mich hier drinnen manchmal freier als draußen.«

Der letzte Satz hat den Gelbgesichtigen wieder aufhorchen

lassen. Der Großvater aber fährt genauso ruhig fort: »Hier drinnen weiß jeder, wer ich bin und wofür ich stehe. Hier muss ich nicht Versteck spielen.«

Jetzt grinst er, der Wärter an der Tür. Denkt er daran, dass der Großvater vor einem Jahr wegen »aufrührerischer Reden« für mehrere Monate in eine Isolierzelle verbannt war, wo er von morgens bis abends Wolle zupfen musste?

Ein Weilchen schaut der Großvater nur seine flach auf dem Tisch liegenden Hände an, dann sagt er leise: »Ich mach hier so manche Reise, Riekchen. In die Vergangenheit und in die Zukunft. Lerne dabei viel und treffe öfter Menschen, die schon lange nicht mehr leben ... Plötzensee ist so was wie meine Universität geworden, bin mein eigener Professor und mein eigener Student.«

Zum Schluss hat seine Stimme immer heiserer geklungen und seine Hände haben nervös zu zucken begonnen.

Mit einer fahrigen Geste nimmt die Mutter ihr Taschentuch aus der Handtasche und wischt sich die Augenwinkel.

Das will der Großvater nicht sehen. Vorwurfsvoll schüttelt er den Kopf. »Nee, Riekchen! Das is nu wirklich nicht nötig. Man soll im Leben nicht unbescheiden sein. Hab ja auch viel Glück gehabt und werde ganz sicher noch weitere glückliche Jahre erleben. Meine Zeit, Brief und Siegel drauf, ist noch lange nicht vorüber.«

Die Mutter nickt, doch haben diese Worte ihre Tränen nur noch heftiger fließen lassen.

»Aber Rieke!« Jetzt werden Großvaters Hände sehr unruhig. Es sieht aus, als wolle die eine die andere festhalten. »Und Ernst?«, fragt er schließlich, um sie von ihrem Schmerz abzulenken. »Wie geht's Ernst Garleben? Klappt alles auf dem Bau?«

Eine Frage, hinter der mehr steckt als allein die Sorge um das

Wohlergehen der Firma. »Er kommt oft«, antwortet die Mutter leise. »Kümmert sich um alles ... Ist ... ist ein wahrer Freund.«

Der Großvater hat keine andere Antwort erwartet. Doch ist ihm deutlich anzusehen, dass es ihm lieber gewesen wäre, wenn die Mutter mit etwas mehr Wärme von Ernst Garleben gesprochen hätte, der, seit der Großvater im Gefängnis sitzt, für ihn die Zimmerei führt.

Die Mutter will noch etwas hinzufügen, wird aber unterbrochen. Der Wärter an der Tür klappert mit dem Schlüsselbund. »So! Nu kommen Se langsam zum Schluss. Die erlaubte Zeit ist vorüber.«

Sofort verstummt die Mutter, und der Großvater seufzt, als hätte seine innere Uhr ihm dieses abrupte Ende der Besuchszeit bereits angekündigt. Langsam kommt er um den Tisch herum, umarmt erst die Mutter und danach David.

»Macht euch um mich mal keine Sorgen«, sagt er dann. »Ich pass schon auf mich auf.« Und mit Blick auf David: »Und nicht vergessen, Junge: Nur wer sich selbst verlässt, ist wirklich verlassen.« Er lächelt. »Noch so'ne Binsenweisheit!«

Der riesige Beamte, der das große, schwere, stählerne Eingangstor bewacht und aussieht, als steckten zwei Männer in seiner ihm viel zu engen Uniform, hat sie wieder herausgelassen aus dem Gefängniskomplex. Eilig gehen sie davon; eine Flucht fort von all diesen Gittern, düsteren Fluren und beklemmenden Räumen.

Der Regen hat inzwischen aufgehört, eine grelle Sonne zwängt sich durch die Wolken, fast so, als dürfte sie erst jetzt, nachdem dieser Besuch vorüber ist, dem Tag einen etwas freundlicheren Glanz verleihen. Der Großvater aber hat nichts davon, sitzt sicher längst wieder in seiner dunklen Zelle oder arbeitet in der Gefängnistischlerei ...

Plötzlich kann David nicht mehr weitergehen. Zornig schaut er zurück zu dem backsteinernen Koloss, der nun, nach dem Regen, wie frisch gewaschen in der Sonne liegt. Erinnern all diese schweigsamen Bauten denn nicht an ein gewaltiges Spinnennetz? – Man sieht die Spinne nicht, sieht nur das Netz, aber sie ist da und ihr Netz ist voller gefangener Menschen.

Auch die Mutter ist stehen geblieben, auch sie schaut zurück.

»Wie viel Kraft er hat!«, sagt sie bewundernd. »So ein Leben hinter Gefängnismauern – wer nicht genügend Substanz besitzt, den vernichtet es.«

»Aber dass es so etwas gibt«, flüstert David, »so ein Unrecht ...«

Er muss an die Gerichtsverhandlung denken, an der er zwar nicht teilnehmen durfte, über die in der Familie aber so oft und ausführlich geredet wurde, dass er fast jede Einzelheit kennt. Hochverrat, Majestätsbeleidigung, Landfriedensbruch, Vergehen wider die öffentliche Ordnung, Störung des öffentlichen Friedens, Aufwiegelung zum Aufruhr und Verschwörung gegen den Staat hat der Richter dem Großvater vorgeworfen. Kaum einen Gesetzesparagrafen ließ er aus. Und alles nur, weil der Großvater mit vielen seiner aus Preußen ausgewiesenen Parteifreunde Kontakt hielt, heimliche Versammlungen organisiert und in einer dieser Versammlungen den Kaiser – damals noch Wilhelm I.* – einen alten Knaster genannt hatte, der von Bismarck* an der kurzen Leine geführt werde ...

»Komm!« Die Mutter zieht ihn weiter. Und dann sagt sie mal wieder, dass Recht und Gerechtigkeit leider so gar nichts miteinander zu tun hätten. »Der Richter richtet doch gar nicht selbst. Er erfüllt nur die Wünsche der Obrigkeit, ist nichts als ein armseliger Büttel.«

»Aber dieser Richter und der Großvater sollen doch in ihrer

Jugend Freunde gewesen sein ... Und trotzdem hat er ihn so streng bestraft!«

»Das bestätigt doch nur, was ich gesagt habe.« Die Mutter lacht bitter. »Büttel bleibt Büttel! Das Amt formt den Menschen, nicht der Mensch das Amt.«

Adam von Kittelberg, so hieß der Richter, der den Großvater zu jener dermaßen hohen Strafe verurteilt hat und die ganze Verhandlung über so tat, als würde er sich nicht an ihn erinnern. Dabei hatten sie als junge Burschen viel miteinander zu tun gehabt, der frisch ausgelernte Zimmerer Frieder Jacobi und der sommersprossige Jurastudent Adam Kittelberg, der einem Kreis von Studenten angehörte, mit denen der Großvater sich manchmal traf, obwohl er kein Student war. Zu jener Zeit waren sie für die gleichen Ziele eingetreten. Sie wollten mehr Demokratie durchsetzen, verlangten Presse- und Meinungsfreiheit, Arbeit für alle, eine gerechtere Entlohnung und nicht zuletzt Richter, die nur ihrem Gewissen, nicht aber der Obrigkeit verpflichtet sind. Jetzt, vierzig Jahre nachdem sie gemeinsam auf die Barrikaden gegangen waren und Freunde verloren hatten im Kampf gegen des Königs Militär, wollte der ehemalige und inzwischen geadelte Jurastudent von seinen früheren Träumen nichts mehr wissen. Vier Jahre Gefängnis hatte er dem Großvater aufgebrummt, keinen Tag weniger.

Ein Urteil, das allen im Saal die Sprache verschlug. Die meisten der nach dem Sozialistengesetz Verurteilten hatten nicht mehr als drei Jahre bekommen, von Kittelbergs Strafmaß fiel weit aus dem Rahmen. Und der Höhepunkt: Großvaters achtmonatige Vorstrafe aus dem Jahre 1847, als der junge Zimmerer zusammen mit vielen anderen gegen die viel zu hohen Lebensmittelpreise protestierte, hatte er als strafverschärfend angerechnet! Der Angeklagte, so seine Worte, habe seit seiner Jugend nichts dazugelernt, weshalb eine fühlbare Strafe von

vier Jahren Gefängnis angebracht und jede Milde des Gerichts fehl am Platz sei.

Hätte die Mutter Onkel Fritz nicht davon abgehalten, wäre er diesem Richter noch im Gerichtssaal an den Kragen gesprungen und selber dafür ins Gefängnis gekommen. Die Großmutter aber, kaum hatte sie das Urteil vernommen, bekam plötzlich keine Luft mehr; Onkel August musste sie aus dem Gerichtssaal führen. Nur der Großvater, das sagen alle, die dabei waren, habe dieses Urteil voll äußerlicher Ruhe aufgenommen. Und Onkel August ist noch heute der Meinung, er habe es selbst provoziert, da er sich in seinem Schlusswort für nichts entschuldigt und auch nichts zurückgenommen hätte. Im Gegenteil, er habe seine Worte und Taten noch bekräftigt und dem Richter Obrigkeitshörigkeit vorgeworfen; eine Ohrfeige, die den ehemaligen Jugendfreund kurz erzittern und später zu jenem Strafmaß greifen ließ.

Neuer Tag, neues Glück!

Der erste richtige Frühlingstag in diesem Jahr. Die Sonne strahlt vom Himmel herab, als wolle sie sich für ihr langes Fernbleiben entschuldigen. Ein Grund mehr für David, nur unlustig zur Schule zu gehen. Und das trotz aller aufmunternden, Mut machenden Worte. Es ist ja immer wieder er, der ins Colosseum – in die Löwenarena – muss, nicht der Großvater, nicht die Mutter, die Großmutter, Onkel Fritz oder Tante Mariechen.

Den Schirm der Gymnasiastenmütze tief in die Stirn gezogen, betritt er die noch so morgentille Neue Jacobstraße. Kaum ist er ein paar Schritte gegangen, kommt ihm wie je-

den Morgen der ganz und gar weiß gestrichene Milchwagen entgegengefahren. Mit einem lauten »Brrr!« bringt der blau bejackte und lang beschürzte Bimmel-Bolle seine Lotte zum Stehen und schwingt die große Glocke, um den Hausfrauen sein Erscheinen anzukündigen. Milch, Sahne, Butter und Käse liefert der dicke Albrecht mit dem von der vielen frischen Luft ganz roten Gesicht und den struppigen Augenbrauen und dazu jede Menge Scherze. Das Sprichwort »vergnügt wie Bolle auf 'm Milchwagen«, auf den ewig gut gelaunten Albrecht trifft es zu.

Übertrieben höflich nimmt der dicke Mann auf dem Kutschbock seine Mütze ab und zwinkert David kameradschaftlich zu. Obwohl sie noch nie ein Wort miteinander gewechselt haben, begrüßen sie sich jeden Morgen wie alte Freunde. Doch nun sind schon die ersten Hausfrauen aus den Häusern geeilt, um sich ihre Körbe und Krüge füllen zu lassen, und jetzt charmiert er, der Milch-Casanova, wie die Großmutter den dicken Albrecht manchmal nennt. Lautes Gelächter hallt durch die sonst so stille Straße.

Schade, dass er nicht stehen bleiben und zuhören darf! Aber so geht's ihm jeden Morgen, er, David Rackebrandt, groß wie ein Mann, aber leider noch längst nicht erwachsen, muss in die Schule. Das Leben bleibt hinter ihm zurück.

Es ist wirklich eine Löwenarena, das Kölnische Gymnasium mit all seinen Kreuzgängen und gotisch gewölbten Klassenzimmern. Die Pennäler spielen die Rollen der armen Christen und die Pauker – nicht alle, aber viele und besonders Dr. Savitius – die der blutrünstigen Löwen. Wenn er, David, wenigstens einen etwas weiteren Weg zurückzulegen hätte, eine halbe Stunde quer durch alle möglichen Straßen, um zwischendurch ein paar Mal tief durchatmen zu können ... Doch nein, nur ein

paar Schritte geradeaus, dann muss er schon links in die Inselstraße einbiegen, und der kastenförmige rote Backsteinbau, der bei einigem schlechten Willen tatsächlich an das Colosseum in Rom erinnert, liegt vor ihm.

Er sollte stolz und glücklich sein, dass er aufs Gymnasium gehen darf. Doch geht er ja nur der Mutter, Onkel Fritz und den Großeltern zuliebe dorthin. Einer, der nicht dumm ist, müsse was aus sich machen, sagen sie. So wie Onkel August, der einst auch aufs »Köllnische« ging und es vom Sohn eines Zimmermanns bis zum Arzt gebracht hat. Oder wie Onkel Köbbe, der Germanistik und Philosophie studiert hat und nach dem Studium Journalist geworden ist.

»Wer langsam geht, geht sicher, was?«

Utz von Sinitzki! Er hat ihn eingeholt. Mütze wie immer tief im Nacken, schaut er, das übliche vorsichtig-spöttische Lächeln im blassen Gesicht, zu ihm hoch.

Er *muss* zu ihm hochschauen. Utz ist eher klein und schmal. Gehen sie in der großen Pause nebeneinander über den Schulhof, wird gelästert, da kommen ja David und Goliath, nur dass eben er, David, der Goliath ist und Utz der David.

»Frühe Hast – späte Last!«, gibt er zurück. Eine von Großmutter's Lebensweisheiten. Doch wird er nun noch langsamer und Utz passt sich seinem Tempo an. Er weiß, wie David zumute ist. Seit der Quarta gehen sie in dieselbe Klasse und sind, was das Colosseum betrifft, beide derselben Meinung – viel sehen und wenig gesehen werden, das ist die beste Methode, um zu überleben. Dass sie nur heimliche Freunde sind, liegt an ihren Familien. Utz' Vater, ein stadtbekannter Bankier, der mit seiner Frau und Utz und jede Menge Dienstpersonal in der vornehmen Mohrenstraße wohnt, will nicht, dass sein Sohn mit einem Rackebrandt befreundet ist. »Diese Revoluzzer«, hat er mal zu Utz gesagt, »neiden unsereinem den Wohlstand.«

Ihre Freundschaft trübt das nicht, haben sie doch eine große Gemeinsamkeit: Sie gehören beide zu den von den Lehrern eher nicht geliebten Schülern. Utz, weil er nur schwer lernt, David aus demselben Grund, aus dem Utz' Vater ihn ablehnt – weil er ein Rackebrandt ist.

»Und sonst? *Quid novi, fili?*« – Was gibt's Neues, Sohn? Utz verfällt gern in den übertrieben hochgestochenen Gymnasiastenton. Doch straft sein Anblick seine Worte Lügen. Um seinen schmalen Mund liegt etwas Verletzliches, aller Spott kann seine fortwährende große Unsicherheit nicht wegleugnen.

»*Next to nothing.*« So gut wie nichts. David hätte Utz auch auf Latein antworten können; dass er lieber Englisch spricht, hat etwas mit seinem Wunsch nach Abgrenzung zu tun. Im Lateinunterricht sind die meisten Schüler – vor allem Utz – eher schwach, außerhalb der Schule schwafeln sie Latein, als wären sie mit dieser toten Sprache aufgewachsen.

»Bei mir auch nicht.« Utz seufzt. Wenn es einen Schüler in der Klasse gibt, der noch weniger gern in die Penne strebt als David, ist es Utz. Für Utz hat alles, was irgendwie nicht stimmt, mit dem Colosseum oder dem Bankwesen zu tun. Er sagt von sich selbst, er sei, was das Lernen betrifft, keine große Leuchte, doch mache ihm das keine Sorgen, da er ja später ohnehin zum Militär gehen werde. Bei den Buntuniformierten müsse man nicht vor Bildung strotzen, um vorwärtszukommen, da reichten gute Beziehungen. Und die habe seine Mutter. Zu jeder größeren Festlichkeit im Hause Sinitzki kämen mindestens drei Generäle. Und was solle sein Vater, der ihn lieber in seiner Bank unterbringen würde, schon gegen diese Berufswahl einzuwenden haben? Seine Mutter entstamme nun mal einer Offiziersfamilie und wolle, dass die Tradition fortgeführt werde. Auch bedeute die militärische Laufbahn einzu-

schlagen so viel wie eine Eintrittskarte in den höheren Stand zu erwerben. Bei jeder öffentlichen Veranstaltung bekomme man Ehrenplätze eingeräumt, ganz anders als irgend so ein armseliger GymnasiumsLöwe.

Für David dennoch kein Lebensziel. Onkel August, der im Krieg 70/71* bis vor Paris marschieren musste, sieht in Soldaten nichts als Menschenschlächter auf Abruf. »Mord und Totschlag als Beruf? Nein danke!«, sagt er jedes Mal, wenn in seiner Gegenwart über des Kaisers liebste Kinder gesprochen wird. Oder: »Soldaten müssen töten, um nicht selber getötet zu werden. Und das trainieren sie in Friedenszeiten tagtäglich. Gibt es einen entsetzlicheren Beruf?«

Doch soll er Utz seine Träume nehmen? Utz weiß ja selbst, dass er der Bankenwelt seines Vaters, trotz des Wunsches seiner Mutter, am Ende nicht entkommen wird. Vergeht die Zeit, vergehen die Wünsche. Auch so einer von Großmutter Sprüchen.

Das hohe, wuchtige, weit offene Eingangstor. Schüler drängen sich hindurch – Quintaner, Sextaner, Quartaner, Tertianer, Sekundaner, Primaner. Die Schuluhr über ihren Köpfen zeigt an, dass es höchste Zeit ist. Wer zu spät kommt, hat nichts zu lachen. Entsprechend rabiat wird gestoßen, gedrängelt und geschubst.

David schlägt erst mal nur den Kragen seiner dicken Wolljacke zurück, den er wie jeden Morgen hochgeschlagen hatte, als würde ein hochgeschlagener Kragen ihm mehr Stärke und Sicherheit verleihen. – Abwarten! Irgendwann ist die größte Drängelei vorüber. Und dann: Neuer Tag, neues Glück! So die Mutter heute Morgen. Ein vergeblicher Versuch, ihn zum Lächeln zu bringen.

Utz hält sich wie immer dicht an ihn. »*Ora, labora et studia,*

das ist des Lebens harter Kern«, witzelt er, von ähnlich trüben Gedanken bedrängt.

Ja, bete, arbeite und studiere! Vielleicht aber, so ein Wort von Onkel Köbbe, sollte man noch »diene« hinzufügen; diene, ohne zu denken, damit du dir keinerlei Zweifel angewöhnst.

In die Klapptüren im Inneren des Schulgebäudes sind bunte Glasscheiben eingesetzt: Friedliche Landschaften, religiöse Motive, Kriegsszenen. Ein sterbender Soldat, der noch im Niedersinken die Fahne seines Regiments hochhält, Truppen im Sturmangriff, martialische Feldherren. Die Türen, die zu den Klassenzimmern führen, zieren Porzellanschilder mit den Nummern der Klassenräume; zwischen den Klassenräumen sind Haken für Jacken, Mäntel und Mützen angebracht. Auch hier wird gedrängelt und geschubst, und richtig, kaum hat das Klassenzimmer sich gefüllt, ertönt bereits das lang anhaltende, gellend-schrille Geräusch der Schulklingel. »Onkel Max«, wie der kleine, bucklige Schuldiener von den Schülern nur genannt wird, ist immer auf die Sekunde genau.

Betont missgelaunt schiebt Utz seine Mappe ins Fach unter seiner Bank und lässt sich auf den Sitz plumpsen. »*Centum errant annos volitantque haec litora circum*«, deklamiert er anklagend: *Hundert Jahre umirrt der Schwarm hier hüben die Halde.*

Doch wird Utz von niemandem bedauert. Alle anderen sind in keiner besseren Stimmung. Wer weiß schon, wen es heute erwischt.

David sitzt von der Tafel aus gesehen links, zweite Bank Türreihe. Und damit so nahe an der Tür wie kein anderer. Aber ob das Zufall ist? Oder vom lieben Gott so gewollt, um ihn ganz besonders zu quälen? Der Fluchtweg nur zwei Schritte weit entfernt – und dennoch unerreichbar für ihn.

Sein Banknachbar ist Thomas Scharf; Thomas mit dem nach der neuesten Mode bis zum Hinterkopf durchgezogenen Mittelscheitel, der nur hält, wenn das Haar kräftig pomadisiert wird. Sie sind keine Freunde, haben aber auch nichts gegeneinander. Der kräftige, mittelgroße, nicht leicht lernende, doch immens fleißige Sohn vom Lebensmittelhändler Scharf aus der Annenstraße darf sein Schulgeld nicht absitzen, ohne dass es »Zinsen« bringt. Sein Vater, so wird erzählt, sperrt ihn sonst in den Kellerarrest.

Ein kurzer Blick in die Runde, dann lehnt David sich zurück. Alles wie jeden Morgen. In den drei Reihen zweisitziger, ehemals dunkelbrauner Pultbänke, die schon von vielen Schülerhintern und -armen blank gescheuert wurden, ein müdes Gesicht neben dem anderen. Allein um zwei Bänke haben sich laut schwadronierende Grüppchen gebildet – die Jungen, die in der Klasse den Ton angeben. In ihrer salopp-schneidigen, ans Militärische angelehnten Sprache prahlen sie von ihren gestrigen Erlebnissen. Zwei Wörter sind besonders oft zu hören: »kolossal« und »enorm«. Was man auch erlebt oder beobachtet hat, entweder ist es von kolossaler Bedeutung oder enormer Wichtigkeit. Tugenden, mit denen geprahlt werden darf, sind Rauchen, Trinken, enorme Körperstärke oder kolossale Erlebnisse mit Mädchen.

Er gehört keiner dieser Gruppen an und Utz auch nicht. Doch ist das in seinem Fall nicht sehr verwunderlich, ist er doch ein Rackebrandt. Utz hingegen meidet diese Jungen, die sich so betont männlich geben und alles schon erlebt haben wollen, weil sie ihn, den noch so unmännlichen, blassen Jungen, nur mit geringschätzigen Blicken betrachten. Wer mich nicht mag, den mag ich auch nicht, erklärt er trotzig.

Carl, 12 Jahre alt

Erste Stunde – Englisch. Bei Ti Ätsch! So der Spottname für den ewig mit schnupfengeröteter Nase vor sie hintretenden Oberlehrer Dr. Hubertus Schmitt – »mit tt, wenn ich bitten darf!« Sehr in sich gekehrt betritt er den Klassenraum, wie immer trägt er den bis oben zugeknöpften hellbraunen Gehrock, der ihm bis weit über die Knie reicht und schon ein bisschen fadenscheinig wirkt. Das stark gelichtete, graublond Haar und der breite, immer ein wenig zerzaust wirkende Backenbart wirken genialisch ungekämmt, der Zwicker auf der Schnupfennase müsste mal wieder geputzt werden.

Seufzend klemmt er sich hinters Lehrerpult, mit bleiernem Blick schaut er in die Runde. Musst du mal wieder an dein ungeliebtes Tagewerk gehen, scheint er sich selbst zu bedauern. Und wozu das alles? Nur um diesen begriffsstutzigen Untersekundanern ein paar Fitzelchen von dieser schönen, doch von ihnen nicht geliebten Sprache in die Köpfe zu hämmern.

Er seufzt noch mal, dann sortiert er seine mitgebrachten Lehrbücher, schiebt sie von links nach rechts, in die Mitte, tauscht sie wieder aus und sortiert neu. Eine alltägliche Zeremonie.

Hinter dem Lehrerpult die Tafel, rechts davon, gleich über der Weltkarte, die Fotografie des Kaisers – ein junges, hochmütig blickendes Gesicht mit steil nach oben gezwirbeltem Schnurrbart. Links von der Tafel, über der Deutschlandkarte, starrt noch immer Bismarck, der ehemalige Reichskanzler, auf die Klasse herab. Dabei ist dieser bullige alte Mann mit den buschigen Augenbrauen, den dicken Tränensäcken und dem dichten Seehundschnauzer schon seit vierzehn Tagen nicht mehr im Amt.

Er selbst habe seinen Rücktritt eingereicht, so die Mutter nicht ohne Schadenfreude, und Jung-Wilhelm* habe die Demission »promptens« angenommen.

Sein ganzes politisches Leben lang, höhnte sie zufrieden, habe jener »Hausmeister der Hohenzollern« gegen die Sozialdemokratie angekämpft und mit seinem Sozialistengesetz der Hetzjagd die Krone aufgesetzt. Am Ende aber bekamen die von ihm so gefürchteten, gehassten und verfolgten »Reichsfeinde« fast anderthalb Millionen Wählerstimmen, und er, der »Schmied des Reiches« und »Edeling der Nation«, musste seinen Hut nehmen. Zu danken sei dies einerseits der Tatsache, dass bei Reichstagswahlen Gott sei Dank die allgemeine, direkte und geheime Abstimmung* gilt, die allein diesen Wahlerfolg ermöglichte, andererseits aber auch Bismarcks Eitelkeit, der sich von einem so jungen Kaiser nicht reinreden lassen wollte in seine »einzig kluge« Politik.

Am meisten aber freute dieser Rücktritt den Großvater.

»Am 18. März 1848«, so schrieb er in einem seiner aus der »Plötze« geschmuggelten Briefe, »erhob sich in Berlin das Volk, um sich gegen eine willkürlich herrschende Monarchie zur Wehr zu setzen. Für den preußischen Junker Bismarck ein Teufelstag, den er uns nie verziehen hat. 1871 gingen die Pariser auf die Barrikaden. Und wann? Ebenfalls an einem 18. März. Weshalb unser eiserner Otto unsere längst siegreichen deutschen Truppen vor dem umzingelten Paris ausharren ließ, bis die französische Reaktion die eingeschlossenen Pariser endlich niedergemetzelt hatte. Und nun, an welchem Datum reicht er seinen Rücktritt ein? Wieder an einem 18. März! Wenn das keine göttliche Fügung ist ...«

Ein Räuspern, und endlich hebt Ti Ätsch den Kopf und mustert mit unruhigem Blick die Klasse. Auch das dauert lange, weil er jeden Schüler einzeln ins Auge fasst, als überlege er,

was dieser oder jener ihm wohl heute für Kummer bereiten wird.

»Nun denn!« Er schlägt sein kleines, schwarzes Notizbüchlein auf und fährt mit dem viel zu großen Zeigefinger die Namen entlang, die darin notiert sind. Alles wie jeden Morgen. Früher wurde darüber gespottet, jetzt langweilt diese Zeremonie nur noch. Wäre nicht die Furcht vor Ti Ätschs unerbittlicher Strenge bei der Notenvergabe, so manch einer würde längst an den Nachmittag denken. So schönes Wetter heute! Was kann man da nicht alles unternehmen!

»Nun denn! Vokabeln!« Ti Ätschs Zeigefinger hat inzwischen einen ihm genehmen Namen gefunden. »Von Gerlach!«

Justus springt auf, stellt sich in aufrechter Haltung neben seine Bank und wartet auf die deutschen Wörter, die Ti Ätsch jedes Mal irgendwo aus der Luft zu greifen scheint, so starr ist sein Blick zur Decke gerichtet, während er ein verschnupftes Wort nach dem anderen herausnäselt. Justus mit dem trotzi-gen Mädchengesicht kriegt er damit aber nicht klein; er ist ein eifriger Auswendigler. Nur das »th« bekommt er nicht richtig hin. Das aber ist das Ärgste, was ein Schüler Ti Ätsch antun kann; dieser Vorliebe für das englische »th« verdankt er seinen Spitznamen. »Was nützt Ihnen denn Ihr ganzes Gepauke«, ereifert er sich auch jetzt wieder, »wenn Sie das Ti Ätsch nicht richtig aussprechen? Jeder Engländer lacht Sie aus, wenn ›theatre‹ bei Ihnen wie ›Zieh – eter‹ klingt. Die Zunge zwischen die Zähne, hören Sie! Sie müssen die Zunge zwischen die Zähne nehmen!« Und damit steigt er in ihre Niederungen hinab und fährt den müde blinzelnden Oskar Grundl an: »Zehn Vokabeln mit Ti Ätsch. Aber korrekt gesprochen, bitte schön!«

In der Klasse wird gehustet, um ein Kichern zu unterdrücken. Doch interpretiert Ti Ätsch diesen gemeinschaftlichen Hustenanfall als mal wieder gegen sich gerichtet. Mit schma-

len Augen blickt er sich um – und wendet sich David zu. »Setzen, Grundl! Rackebrandt übernimmt. Mal sehen, ob er mehr kann als husten.«

David stellt sich neben die Bank, was bei ihm, da er so groß ist, immer irgendwie linkisch aussieht, und rattert gleich mehr als nur zehn Wörter mit »th« herunter. Er hat kein Problem damit, die Zunge zwischen die Zähne zu nehmen. Dennoch ist Ti Ätsch nicht besänftigt. Die Stirn in tiefe Falten gelegt, bereut er mal wieder, nicht längst an eine Universität gegangen zu sein, dorthin, wo die Spreu bereits vom Weizen getrennt sei.

David, gezwungen, neben seiner Bank stehen zu bleiben, muss mit gefasstem Gesicht zuhören, bis Ti Ätsch seinem Herzen genügend Luft gemacht hat und weitere Schüler auf ihre Vokabelkenntnisse überprüft.

Auch Utz kommt dran. Und versagt kläglich. Er hat, wie er selber sagt, ein Gedächtnis wie ein Küchensieb. Alles rieselt durch. Weshalb Ti Ätsch nun eigentlich erneut lospoltern müsste. Doch so kurz vor der Pause noch mal in Zorn verfallen? Nein, das will er nicht. »Ist ja Ihre Zukunft, die Sie aufs Spiel setzen«, sagt er nur und trägt hinter »von Sinitzki« die entsprechend schlechte Note ein.

Erst Geografie beim kurzsichtigen und dünnlippigen Oberlehrer Ziehfuß mit dem dichten Haarschopf und der Goldrandbrille, der so gern Fremdwörter gebraucht, die seinen Schülern nicht geläufig sind, dann Physik bei Professor Raute.

Ein eher gemüthlicher Löwe. Bauch, Tränensäcke, schwabblige, bleiche Wangen, Barbarossa-Bart; vor seiner nie korrekt zugeknöpften Weste die goldene Kette, an der wie an einem Wehrgehänge die goldene Taschenuhr befestigt ist. Zwei-, dreimal in jeder Stunde zieht er sie heraus, um zu überprüfen, ob sie wohl noch geht oder Onkel Max die Schulklingel verges-

sen hat. Und natürlich lässt er die Klasse mal wieder über einer Arbeit schwitzen. Es gibt keinen Pauker, der so gern Arbeiten schreiben lässt wie Professor Raute. Er tut das, wie in der Klasse vermutet wird, um sich zusätzliche Pausen zu verschaffen. Während sie schwitzen, muss er ja nur zwischen den Bankreihen auf und ab wandern, um aufzupassen, dass keiner mogelt. Er aber darf in dieser Zeit über die Entstehung des Weltalls nachdenken. Neben Physik und Chemie ist ja die Astronomie seine allergrößte Leidenschaft.

David bringt zu Papier, woran er sich gerade noch erinnert – endlos lange Formelketten, die sicher nicht mal zur Hälfte stimmen und mit Physik eigentlich gar nichts zu tun haben. Die sie aber dennoch pauken müssen, da Professor Raute, weil es Chemie als Unterrichtsfach nun mal nicht gibt, sein Fach gern in diese Richtung ausweitet.

Als ihm beim besten Willen nichts mehr einfällt, blickt er zu den sonnenüberfluteten Fenstern hin. Dieser Richter, der den Großvater verurteilt hat! Als junge Männer waren sie Freunde, standen gemeinsam auf den Barrikaden. Was hat sie auseinandergebracht?

Er muss an den 18. März vor zwei Jahren denken. Vierzigster Jahrestag der Revolution! Wie da bis auf den Großvater, der ja zu dieser Zeit schon seit einem halben Jahr in Plötzensee einsaß, die ganze Familie in den Friedrichshain zog. Hin zu den Gräbern der auf den Barrikaden Gefallenen.

Er war schon vorher öfter dort gewesen, meistens mit der Großmutter. Immer dann, wenn sie ihre Schwester Guste und Großvater Rackebrandt besuchte. Die Toten sind auf einem kleinen Hügel inmitten einer großen Parkanlage begraben, und an normalen Tagen ist dieser kleine Friedhof ein eher stiller und wegen der Büsche, die ihn umgeben, schwer zu findender Ort. An jenem sonnenstrahlenden Vorfrühlingstag war das

anders. Da schob sich eine dicht gedrängte, unübersehbar große Menschenmenge auf den Friedrichshain zu – und eine Unzahl von berittenen Polizisten begleitete sie. Die Pferde kamen ihnen manchmal so nahe, dass, hätte eines der Rösser gescheut und ausgeschlagen, böse Verletzungen die Folge gewesen wären. Weshalb er immer wieder zu den Blauen hinschauen musste. Breit und wuchtig und in dicke Polizistenmäntel gehüllt, thronten sie auf ihren wohlgenährten Gäulen. Ihre Pickelhauben und die Silberknöpfe an den Mänteln blinkten in der Sonne, die »Plempen« – ihre Säbel – hielten sie griffbereit.

Später das niedrige, hölzerne Eingangstürchen zum Friedhof. Wie sich da die Menschen stauten, weil ein Zensor der Polizei, ein missmutig dreinschauender Mann mit stumpfen Augen und Ziegenbart, jeden einzelnen Kranz kontrollierte. Uninteressiert und kalt klang seine Stimme, seine Fragen waren so kurz angebunden, dass deutlich zu spüren war, am liebsten hätte er sie alle zum Teufel gejagt. Diejenigen, die hier beerdigt lagen, das verriet sein Gesicht, waren für ihn weder Opfer noch Helden, sondern nur Verbrecher.

Auch die von Onkel August und Onkel Fritz getragenen Kränze beäugte er kritisch. Kränze mit Inschriften, die das Kaiserhaus beleidigten oder zum Klassenkampf aufriefen, oder solche, die mit roten Schleifen verziert waren, durften nicht auf den Gräbern niedergelegt werden. Sie wurden zurückgewiesen oder mit der Schere »korrigiert«. Die Mutter wusste das, weshalb sie anstatt roter Schleifen einfach rote Tulpen in die Kränze geflochten und auf jede »böse« Inschrift verzichtet hatte. Zwar waren die Tulpen um diese Jahreszeit noch ziemlich teuer, doch dafür leuchteten sie glühend rot. Und sollten denn etwa auch rote Blumen verboten sein?

Darauf war er, David, besonders neugierig. Und so beobachtete er den Zensor mit dem Ziegenbart, während der die Tulpen